

Stefan Weinfurter

Der Dom zu Speyer: Kaiser, Papst und Kirche

(Festvortrag am 20. Juni 2015 im Speyerer Dom)

Ich beginne meinen Vortrag mit einem Blick auf Mainz. Im Jahre 1106, nicht lange nach dem Tod Kaiser Heinrichs IV., schrieb sein Biograph folgende Worte aufs Pergament: „Ach Mainz, du hast deine Zierde verloren, weil du den Baumeister, der den Dom aus den Trümmern hätte wieder herstellen lassen, verloren hast. Hätte er so lange gelebt, bis er an den Bau deines Domes, den er schon begonnen hatte, letzte Hand hätte anlegen können, wahrhaftig, du könntest wetteifern mit jenem berühmten Dom zu Speyer, der zwar schon gegründet war, den er aber durch einen ans Wunderbare grenzenden Bau und durch Steinmetzarbeiten vollenden ließ, so dass dieses Werk mehr als alle Werke der alten Könige gelobt und bewundert werden muss. Wer es nicht selbst sehen konnte, kann sich kaum vorstellen, welche Schätze aus Gold, Silber, Edelsteinen und seidenen Gewändern er diesem Dom hat zukommen lassen.“ Soweit der Biograph Heinrichs IV. Wir sehen: Mainz und Speyer lagen um 1100 im Wettbewerb miteinander. Der Mainzer Dom war 1079 durch einen Sturm und dann 1081 durch eine Brandkatastrophe in großen Teilen zerstört worden. Doch der Wiederaufbau ging nur schleppend voran, und 1106 war immer noch nicht viel zu sehen.

Ganz anders in Speyer. Dort war gerade in diesem Zeitraum zwischen 1080 und 1106 ein Dom entstanden, der alle Werke der alten Könige übertraf. Er wirkte wie ein Weltwunder, so klingt es im Überschwang der Lobeshymnen an. Dieser „herrlich emporsteigende Dom“ (Vita Bennonis S. 29) war freilich auch ungeheuer kostspielig. Kaiser Heinrich IV. habe, um die vielen Baukünstler, Zimmermeister, Maurer und Werkleute bezahlen zu können, jedes Jahr gewaltige Mengen an Gold, Silber, Geld und sonstigen Aufwand bereitstellen

müssen (Herbord, *Vita Ottonis ep. Bambergensis* SS 20, S. 765), ja oft sei ihm das Geld zum Weiterbau ausgegangen (Ebbo, *Vita Ottonis*, SS 12, S. 825). Solche Nachrichten stellen uns vor Augen, dass auch ein Kaiser nicht einfach einen solchen Bau befehlen konnte, sondern dass auch er die nötigen Mittel dafür erst einmal aufbringen musste – und der Dom zu Speyer war ein Millionenprojekt, wenn man nicht sogar noch höher greifen muss. Dass die Baukosten explodierten, ist nicht erst eine Erscheinung unserer Zeit.

Begonnen wurde der Dom in Speyer in seiner ersten Gestalt schon bald nach 1024, wahrscheinlich im folgenden Jahr, 1025. Der erste Herrscher aus dem Salierhaus, Konrad II., wählte Speyer zum ideell-geistlichen Zentrum seines Königtums. Das ist sehr bemerkenswert, denn wir werden darauf aufmerksam gemacht, dass im frühen 11. Jahrhundert der König seinen wichtigsten Repräsentationsbau nicht in einem Palast oder einer Kaiserpfalz suchte, sondern in Gestalt einer Kirche errichten ließ. In der Forschung wird immer wieder betont, dass die Könige und Kaiser dieser Epoche keine Residenzen und keine Hauptstadt hatten. Das ist aber nur richtig, wenn man von modernen Vorstellungen eines Regierungszentrums ausgeht. In Wirklichkeit besaßen die Salier sehr wohl einen Mittelpunkt ihres Königtums, eben ihren Dom in Speyer.

Zu diesem Zweck ließ Konrad nicht nur mit dem Dombau beginnen, sondern richtete auch die ganze Stadt auf diesen Dom aus. Sternförmig liefen die Straßen auf den Dom zu, und noch heute wirkt die Maximilianstraße in Speyer wie eine Prachtstraße zum Dom. Die ganze Stadt wurde umgebaut. Man weiß heute gar nicht mehr, wie der Vorgängerdomb ausgesehen hat, ja noch nicht einmal, wo er sich befunden hat, so tiefgreifend waren die Bauarbeiten. Die gesamte Stadt mit ihren damals ungefähr 500 bis 1000 Einwohnern wurde neu konzipiert, und das Projekt spiegelt einen regelrechten Aufbruch wieder, der vom neuen salischen König, Konrad II., eingeleitet wurde.

Der von ihm begonnene Dom war noch nicht so groß geplant wie derjenige, den wir heute sehen können. Das Langschiff war noch kürzer. Besonderer Wert wurde aber von Beginn an auf die Ausgestaltung des Ostteils der Kirche gelegt. Hier war von Beginn an der Platz für die Grablege Konrads II. vorgesehen.

Die Grablege eines Herrschers sagt viel über dessen Vorstellung von der Ordnung der Welt und vom Wesen seiner Herrschaft aus. Konrads Vorgänger, Kaiser Heinrich II., hatte einige Jahre zuvor seine Grablege im Dom zu Bamberg vorbereiten lassen, *in media ecclesia*, wie es heißt, nämlich im Mittelschiff auf der Mittelachse. In Bamberg waren alle Heiligen des Reiches versammelt, und vor seinem Grab hatte Heinrich II. einen Altar zu Ehren des heiligen Stephan errichten lassen. Stephan ist der erste Heilige, der erste Märtyrer, der – wie in der Apostelgeschichte beschrieben – bei seiner Steinigung direkt in den Himmel auffuhr: „Ich sehe die Himmel offen!“, so sollen Stephans letzte Worte gelautet haben. Wenn man sich in seinem Schutz begraben ließ, dann hoffte man auf seine Hilfe beim Jüngsten Gericht. Und das Jüngste Gericht wurde im Mittelalter immer erwartet, ganz besonders in den Jahrzehnten um das Jahr 1000. Wem immer es möglich war, der rückte in die Nähe des heiligen Stephan. Auch Erzbischof von Mainz, Willigis, baute damals das Stift St. Stephan, in dem er sich begraben ließ. Ebenso hatte der Dom zu Speyer den hl. Stephan neben der hl. Maria als Hauptpatron. In dieser Hinsicht hatte der Salierherrscher bestens vorgesorgt.

Im Unterschied zu seinen Vorgängern ließ Konrad II. aber nicht nur eine Grablege für sich, sondern für mindestens drei Grabstellen vor der Vierung seines neuen Domes anlegen. Der Platz umfasste etwa 4 x 5 Meter und befand sich auf der Mittelachse der Kirche, das heißt, auf der Linie, die auf den Altar zuführte. Das gibt uns den Hinweis, dass der Bau des Speyerer Domes von

Beginn an achsendynamisch konzipiert war. Das war sonst durchaus nicht üblich. Die Dome von Mainz oder Worms betrat man von Seite. Noch heute kommt man in Mainz in einen Raum, der im Osten und im Westen jeweils mit einem Chor ausgestattet ist, der einen wie ein Himmel umfängt und in den man gewissermaßen eintaucht, um die Gewalt und den Glanz der göttlichen Macht aufzunehmen.

Ganz anders in Speyer. Man betritt den Dom vom Westen her und wird – wie an einer Schnur gezogen, zum Allerheiligsten, den Chor, gezogen. Davor war und ist freilich die salische Kaisergrablege errichtet. Bevor man den Chor erreichen konnte, wurde man zur Saliergrablege geführt, die in der Anfangszeit keineswegs unter dem Boden lag, sondern ebenerdig errichtet war. Die Sarkophage der salischen Kaiser waren frei sichtbar aufgestellt.

Unmittelbar an die Grablege anschließend folgte freilich die außerordentlich eindrucksvolle Krypta, eine der schönsten Krypten, die es überhaupt gibt. Sie ist bis heute weitgehend im Originalzustand erhalten. Noch heute ist man fasziniert von der Schönheit und der Aura dieses Raumes, der zwischen 1025 und 1030 gebaut wurde. In einer unglaublichen Ausgewogenheit und Harmonie der Proportionen, der Gestaltung der Pfeiler, Kapitelle, Bögen und Räume entstand eine eigene Kirche, in der, wie man annehmen darf, von Anfang an die Memoria des salischen Kaiserhauses in speziellen Gottesdiensten gepflegt werden sollte. Diese Krypta ist nicht nur ein Raum, sondern vermittelt sinnlich und atmosphärisch das innerste Wesen der Salierherrschaft. Wer sich hierhin begibt, hat heute noch das Gefühl, sogleich mit dem Königtum vor 1000 Jahren in Verbindung zu treten. Dass die Zeitgenossen den Sinn dieses Raumes sehr wohl verstanden haben, zeigt sich an den Bauten der Ezzonen. Dieses mächtige Adelsgeschlecht am Niederrhein, das um die Mitte des 11. Jahrhunderts als Konkurrent um die Königswürde auftrat, hat die Speyerer Krypta in ihren

Kirchen nachgeahmt. Dies erkennt man im Stift Maria im Kapitol in Köln und in der Krypta des Hausklosters Brauweiler westlich von Köln. Die Ezzonen wollten ebenfalls eine königliche Krypta vorweisen. Diese gehörte offenbar zum Nachweis des königsähnlichen Ranges. Die Speyerer Krypta war die Königskrypta schlechthin.

Blicken wir nochmals auf die Grablege, die unter Kaiser Konrad II. vor der Krypta angelegt wurde. Das Feld für die Gräber reichte für mindestens drei Sarkophage aus und sollte zumindest auch schon Konrads II. Nachfolger, Heinrich III., zur Verfügung stehen. Diese Beobachtung ist von außerordentlicher Bedeutung, denn sie liefert uns den Hinweis, dass hier nicht, wie bei den vorangehenden Herrschern, ein Einzelgrab für den Stifter geschaffen wurde, sondern eine Grablege für die Königsdynastie, für die Dynastie der Salier. Das ist für das römisch-deutsche Reich ein sensationell neuer Vorgang. Denn damit wurde signalisiert, dass das Königtum auf dem Weg zu einer transpersonalen Größe war und dass damit auch das Reich sich zu einer eigenen Größe entwickelte. Wie ein Schiff weiterbesteht, auch wenn der Steuermann stirbt, so existierte – dieser Idee nach – auch das Königtum und mit ihm das Reich weiter, wenn ein König starb. So ähnlich soll Konrad II. selbst das neue Modell seiner Herrschaftskonzeption auf einem Hoftag in Konstanz 1025 erläutert haben (Wipo cap. 7). Der Dom zu Speyer sollte von Beginn an ein Symbol für die Dauerhaftigkeit der politischen Ordnung sein. Heute würde man vielleicht sagen: Reich und Königtum erlangten eine neuartige Nachhaltigkeit, die im Speyerer Dom verankert wurde.

Das Besondere an dieser Entwicklung ist, dass bei der neuen Dynastiebildung nicht in erster Linie vom biologischen Anspruch her argumentiert wurde, sondern von einem transzendenten Ansatz her. Das bedeutet, dass sich die Salier als Nachfolger des alttestamentarischen Königshauses sahen. Sie waren die

Stellvertreter des himmlischen Königs und setzten in übertragenem Sinne die Genealogie Jesu Christi auf Erden fort. Dynastisches Denken wurde also aus der himmlischen Verankerung heraus definiert. Die Salier gehörten damit zu der einen, gottgewollten Königsdynastie, die im Alten Testament ihren Anfang hat, sie gehörten zum Königshaus David und reihten sich in die Genealogie Christi ein.

Dieses transzendente dynastische Denken hat sich besonders gut in den berühmten Herrscherbildern niedergeschlagen, die sich im berühmten Codex Aureus befinden. Es handelt sich um ein ungemein prächtiges, mit Goldtinte geschriebenes Evangeliar, das um 1045 im Kloster Echternach hergestellt wurde. Das eine Bild zeigt Konrad II. und seine Gemahlin Gisela, die vor der Majestas Christi niederknien und Christus um Verzeihung bitten. Christus selbst, so wird hier zum Ausdruck gebracht, möge seine Stellvertreter auf Erden schützen. Auf dem anderen Bild sind Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes zu sehen. Im Hintergrund erscheint der Dom von Speyer. Heinrich bittet um die Gnade der heiligen Maria und überreicht ihr das prächtige goldene Buch als Geschenk. Dabei erfleht er Marias Segen, damit seine Gemahlin, die ganz offensichtlich schwanger ist, einen Nachfolger zur Welt bringen möge. Nur so konnte ja die gottgewollte salische Dynastie fortgesetzt werden – und bis dahin hatte er noch keinen Sohn.

Damit berühren wir einen überaus wichtigen Punkt: Die Patronin, die – neben dem Märtyrer Stephan – erste Schutzherrin des Speyerer Domes, ist die heilige Maria. Sie hat Christus, den König der Könige geboren, und sie ist daher auch die Schutzmutter des irdischen Stellvertreters ihres Sohnes. Am 8. September 1024, dem Festtag von Mariä Geburt, hat sich Konrad II. in Mainz daher zum König salben und krönen lassen. Maria sollte über das Wohlergehen des Königshauses wachen. Das ist auch der Grund, weshalb sich Heinrich III. in

dem Bild im Codex Aureus an sie wendet und darum bittet, für den Weiterbestand der himmlisch-irdischen Königsdynastie zu sorgen. Maria wird in dieser Epoche zur transzendenten Mutter der Königsdynastie. Heute würde man vielleicht sagen: Sie wurde zu einem zentralen Verfassungselement der damaligen politischen Ordnung.

In der Folgezeit der salischen Epoche wurden diese Ansätze weiter ausgebaut. Heinrich III. ließ den Dom erheblich vergrößern, das heißt, er wurde er auf 134 Meter verlängert, womit er damals zum größten Gotteshaus nördlich der Alpen aufstieg. Archäologische Befunde legen die Annahme nahe, dass damit möglicherweise auch ein regelrechtes Gräberfeld für das Königtum geschaffen werden sollte, das bis zur vierten Säule in das Hauptschiff ausgegriffen hat. Auch Bischöfe fanden hier ihre letzte Ruhe. Das heutige Bild der Grablege von Königen und Bischöfen vermittelt einen sehr treffenden Eindruck davon, dass damit ein Gedächtnisort von besonderer Qualität geschaffen wurde. Im Dom zu Speyer sollten die Könige und Kaiser kollektiv als Führungselite des Reichs vergegenwärtigt werden. So wurde der Dom zu einem Erinnerungsort des römisch-deutschen Königtums und Kaisertums.

Dann folgte Heinrich IV., der König, der im Investiturstreit den Kampf gegen den neuen Anspruch der Reformkirche aufnahm. Der Papst war es nun, der die Stellvertreterschaft des himmlischen Königs auf Erden beanspruchte. Dem König aber wurde dieser Rang abgesprochen, und damit war auch das gesamte System der theokratischen Legitimation des salischen Königtums bedroht. Auch der Dom zu Speyer geriet im Hinblick auf seine bisherige Funktion in Gefahr. Heinrich IV. wehrte sich dagegen, indem er von 1080 an der heiligen Maria in Speyer – der „Königin des Himmels“ und „Königin aller Heiligen“, wie er sie nannte – nicht nur umfangreiche Geschenke machte, sondern den Dom noch größer und noch prächtiger bauen ließ. Damit versuchte er, seine Königs- und

Kaiserkirche demonstrativ gegen das Konzept der Reformpäpste zu stellen. Der Dom zu Speyer wurde jetzt gleichsam zu einem Kampfsymbol. Die neue Kirche, die nun entstand, nennt man in der Forschung den Bau II. Es ist der Dom, der die Jahrhunderte mehr oder weniger überdauert hat und den wir heute noch bewundern.

Die Ausgestaltung dieses Domes gilt bis heute als unübertroffen. Der Bau Heinrichs III. hatte noch eine Flachdecke. Jetzt, im Bau II, wurden die Wände des Mittelschiffs in bemerkenswerter Weise verändert: Von den Pfeilern steigen Blendarkaden hoch. Sie beziehen die Fenster des Obergadens mit ein und verleihen in doppelter Stufung dem Langhaus eine einzigartige rhythmische Strukturierung. Jeweils zwei Joche wurden zum sogenannten gebundenen System zusammengefasst und mit einem Kreuzgratgewölbe überhöht. Die komplette Einwölbung der Kirchenschiffe – und zwar auch der Seitenschiffe – in dieser Dimension war neu und sensationell.

Von außen gesehen entstand ein harmonisch wirkender Bau mit zwei Dreiturmgruppen. Zum ersten Mal kam hier die Zwerggalerie zur Anwendung, die den gesamten Bau umläuft und den gewaltigen Massen des Domes den Eindruck einer gewissen Leichtigkeit verleiht. Um 1106, beim Tod Heinrichs IV., war dieser Wunderbau weitgehend vollendet. Um 1090 schrieb der Autor der Vita Bischof Bennos von Osnabrück: „Damals war die Zeit, da die Stadt Speyer am Rhein durch den frommen Eifer der Kaiser, die dort ruhen, zu neuem kraftvollem Leben erblühte ...Dorthin strömten die Kleriker aus allen Teilen des Reiches in Scharen zusammen, denn die eifrige Sorge des Kaisers (...) hatte hier auch dem Studium der Wissenschaften zur höchsten Blüte verholfen.“ Vom Kaiserhof in Byzanz wurde noch eine goldene Altartafel gestiftet, „neuartig in ihrer künstlerischen Ausführung und durch ihr Goldgewicht bestaunenswert“, wie die Vita Heinrichs IV. (S. 12) betont. Kunst, Gold und Wissenschaften

wurden im Dom zu Speyer zusammengeführt. Der Dom wurde zur Stätte des Andenkens der salischen Kaiser, und diese haben sich, so könnte man hinzufügen, dieses Andenken geradezu erzwungen. Erinnerung und kollektives Gedächtnis entstehen ja in der Regel als Weiterentwicklung einer außerordentlichen Zielsetzung, die schon von Anfang an einem bestimmten Ort seine Einzigartigkeit, Dauerhaftigkeit und ungewöhnliche Bedeutung verschafft. Genau das trifft auf den Speyerer Dom zu.

Das schließt freilich nicht aus, dass sich die Funktion eines solchen Erinnerungsortes verändern konnte, ja verändern musste. Auch der Dom zu Speyer musste sich neuen Zeiten anpassen. Schon der letzte Salierherrscher, Heinrich V., der 1106 die Regierung übernahm, reduzierte die Investitionen in die salische Kirche ganz erheblich. Dies ging sogar so weit, dass die Domkanoniker von Speyer ihn vorwurfsvoll daran erinnern mussten, wie es früher war, und dass er doch nicht vergessen dürfe, dass seine Väter und Vorväter im Dom bestattet seien. Aber Heinrich V. musste sich mit neuen Entwicklungen in seinem Reich beschäftigen. In den aufsteigenden Kommunen und ihren Bürgern sah er einen immer wichtigeren Partner für das Königtum. Zwar spielte die Kirche auch weiterhin eine wichtige Rolle, aber sein eigenes Königtum führte er auf die Wahl durch die Fürsten zurück. Damit akzeptierte er auch, dass er nicht mehr der Stellvertreter des himmlischen Königs auf Erden sei, sondern nur mehr im Hinblick auf die weltliche Regierung einen Vorrang beanspruchen könne.

Wie sich die Dinge veränderten, zeigt sich gut an der Urkunde, die Heinrich V. im Jahre 1111 für die Bürger von Speyer ausstellte. Darin wurden den Speyerern außerordentliche Rechte zugesichert, vor allem erhebliche Erleichterungen für den Handel durch die Befreiung von Zöllen und Abgaben an wichtigen Handelsorten. Noch angenehmer dürfte für die Bürger die Bestimmung gewesen

sein, dass für sie fortan der sog. Buteil wegfallen würde, denn das war nichts anderes als die Erbschaftssteuer. Die Bürger ihrerseits sollten dafür die Erinnerung an die Salier, also das Gedenken an die Salierkaiser, hochhalten und durch bestimmte Handlungen und fromme Gaben an die Armen pflegen. Die Erinnerungshoheit – so könnte man sagen – ging vom Klerus an die Bürger über, zumindest bis zu einem gewissen Grad, denn den Domklerus konnte man natürlich nicht ausschalten.

Um diese besonderen Rechte für die Speyerer Bürger auf ewige Zeiten festzuschreiben und dauerhaft zu machen, wurde die Urkunde von 1111 in eine Bronzetafel eingeritzt und diese über dem Domportal an der Domkirche angebracht. Als Sicherheit und Beglaubigung wurde das Bildnis Heinrichs V. in die Mitte gesetzt. Auch dieser Vorgang ist als sensationell zu bezeichnen, denn niemals zuvor hatte es einen solchen Vorgang gegeben. Der Dom wurde damit zum Garanten der Bürgerfreiheit, und die Freiheitsurkunde sollte im Schutz des Kaiserdomes niemals mehr verloren gehen und jedermann zu jeder Zeit zugänglich sein. Die alte Bronzeplatte ging dann aber in der frühen Neuzeit doch verloren, nur eine Abschrift ist erhalten. Vor kurzem hat man eine moderne Nachbildung hergestellt und diese wieder über dem Domportal angebracht.

Die salische Epoche war damit beendet. Aber wie ging es mit dem Dom weiter? Mit dem päpstlichen Vorrang in Kirche und Welt, der sich im 12. und 13. Jahrhundert weiter ausformte, und mit der sich entwickelnden Königswahl durch Reichsfürsten und Kurfürsten verlor der Dom zu Speyer viel von seiner Legitimationskraft. Aber er blieb das Symbol für eine starke Königsherrschaft, die man mit der Dynastie der Salier und der mit ihnen verwandten Staufer verband. König Rudolf von Habsburg hat das erkannt und für die Stabilisierung seiner Königsherrschaft zu nutzen versucht. Mit seiner Regierung von 1273 bis 1291 beendete er das sogenannte Interregnum, das später von Friedrich Schiller

in seinem Gedicht *Der Graf von Habsburg* (1803) als „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ bezeichnet wurde. Rudolf war schon in jungen Jahren ein treuer Anhänger des Stauferkaisers Friedrich II. gewesen. Mit ihm zog er nach Italien und blieb auf dessen Seite auch in den Jahren, nachdem der Staufer 1245 auf dem Konzil von Lyon vom Papst gebannt und abgesetzt worden war. Die Staufer und mit ihnen Speyer wurden feste Bezugsgrößen in Rudolfs Königsherrschaft. In Speyer hielt er 1273 seinen ersten Hoftag ab. Das war ein klares Signal, das er damit setzte. Auf diesem Hoftag verkündete er das Programm der Erneuerung der Reiches und seiner Besitzungen. Es ging um die Wiederherstellung und die Ehre des Reiches, wie Rudolf immer wieder verkündete (*honor et reformatio collapsi status imperii*). Als er seinen Tod nahen fühlte, begab er sich zum Sterben nach Speyer, dem Ort seiner Vorfahren, der salischen und staufischen Könige, wie er selbst diesen Akt nach dem Zeugnis der *Österreichischen Reimchronik* kommentiert haben soll: *Wol auf hinz Speier, da mehr meiner Vorfahren sind, die auch Könige waren!* (Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII. 1273-1313, hg. von Oswald Redlich, Innsbruck 1898, S. 155). Die Kraft des Speyerer Kaiserdomes war also keineswegs erloschen, wenn es darum ging, neue Zeichen des Reichsfriedens, der Einigung und der eindeutigen Regeln für die Ordnung des Reiches zu setzen.

Auch Rudolf wurde in der Saliergrablege bestattet. In der Forschung gibt es die Vermutung, dass sein Grab ursprünglich für Friedrich I. Barbarossa vorgesehen war. Die berühmte Grabplatte zeigt das Porträt des ersten Habsburger Herrschers, wenn auch im 19. Jahrhundert an mehreren Stellen restauriert. In seiner Rechten hält er das Szepter, in der Linken eine Salbbüchse. Sein Gewand zeigt das Adlerwappen des Reiches, das auch die Staufernähe symbolisieren soll. Hinzu kommt das Löwenwappen der Habsburger.

Die Bestattungen der Könige Adolf von Nassau und Albrecht I. von Habsburg im Dom zu Speyer im Jahre 1309 erfolgten dann aber eher aus Verlegenheit, so könnte man vielleicht sagen. Die beiden wurden einfach in die schon vorhandenen Sarkophage der Kaiserin Beatrix (Albrecht II.) und der Prinzessin Agnes (Adolf) gelegt. Nun kam die Epoche der Hausmächtkönige, die ihre eigenen Residenzen einrichteten, sei es in Prag, in Wien oder in München. Speyer trat in seiner Bedeutung zurück. Zwei Jahrhunderte aber, um 1500, kam es zu einem bemerkenswerten Umschwung. Es war Kaiser Maximilian (1486/93-1519), der wie Rudolf aus dem Haus der Habsburger stammte und seine Aufmerksamkeit wieder ganz auf die Kaiserkirche von Speyer richtete.

Das ist ein interessanter Vorgang, denn er macht uns darauf aufmerksam, dass die Humanisten die ersten waren, die eine nationale Idee in die politische Diskussion einbrachten. Das um 1500 erwachende Gefühl einer deutschen Einheit orientierte sich wieder an der Zeit des großen Kaisertums, und der Speyerer Dom mit seinen Kaisergräbern wurde wieder zum Mittelpunkt dieser Bewegung. Dieser Vorgang hatte sich schon 1459 unter Papst Pius II. angekündigt (besser bekannt unter seinem Namen Enea Silvio Piccolomini). Er hatte damals für Speyer ein besonderes Privileg erlassen: Wegen der Liebe, die er zum Dom mit seinen Kaisergräbern hegte (*summam ad eandem ecclesiam, que et antiquitas invictissimorum Romanorum regum et imperatorum sepulture locus peculiaris exstitit, habuerimus affectionem*, Der Dom zu Speyer, Textband, S. 59f.), gewährte er allen Christen, die am Fest Christi Himmelfahrt den Dom zu Speyer besuchen, einen vollkommenen Ablass. Der Humanist Jakob Wimpfeling führte diese Speyer-Begeisterung fort und verfasste um 1500 auf ein glanzvolles Loblied auf den Dom (A. Meckes, Kaiserdom und Liebfrauenmünster, S. 1-17).

Dieser neuen Speyer-Euphorie um 1500 schloss sich Kaiser Maximilian I. an. Er selbst, so weiß man heute, entwickelte 1512 den Plan, für einen neuen Königschor im Speyerer Dom ein Kaiser-Monument herstellen zu lassen. 1514 erteilte er dem Bildhauer Hans Valkenauer den Auftrag dazu. Vorgesehen waren 12 im Kreis angeordnete, achteckige Säulen von knapp viereinhalb Metern Höhe und 30 Zentimetern Durchmesser. An ihnen sollten 12 Figuren von Kaisern, Kaiserinnen und Königen stehen, sämtlicher in Speyer bestatteten Mitglieder der verschiedenen Königshäuser, jeweils mit 178 Zentimeter Höhe. Darüber sollte ein Kronreif von 6 Metern Durchmesser und 19 Metern Umfang angebracht werden. Alles sollte in rotem Marmor ausgeführt werden. Das Monument wurde allerdings nicht fertiggestellt, und alle erhaltenen Teile befinden sich heute im Museum Carolino-Augusteum in Salzburg. Die Speyerer Domherren waren Maximilian aber für seine Aufmerksamkeit, die er ihrem Dom widmete, so dankbar, dass sie ihm 1513 den einzigartigen Codex Aureus schenkten. Wahrscheinlich müssen wir sagen: Gott sei Dank gelangte der Codex in das Haus der Habsburger, denn auf diese Weise ist er nach Spanien gekommen, dort erhalten geblieben und existiert heute noch im Escorial bei Madrid.

Dass Kaiser Maximilian I. die Speyerer Symbolkraft wiederbelebte, hängt mit der von ihm aufgenommenen Idee von einer deutschen Nation zusammen. Heute sagt man dazu: „Nationdiskurs der kaiserlichen Politik“ (Hirschi 160). Der Schweizer Historiker Caspar Hirschi hat sich damit intensiv beschäftigt und gezeigt, wie intensiv Maximilian die deutsche Nation als Monarch zu verkörpern suchte und dass er auch die Germanische Frau mit offenem blondem Haar und den Reichsinsignien in den Händen als Symbol für das „Reich Germaniae“ einsetzte (ebd. 168f.). Überdies warnte er die Vertreter der Reichsstände davor, dass die Franzosen das Kaisertum in ihre Gewalt bringen wollten (ebd. 171). Um dagegen etwas zu unternehmen, war die Kaisergrablege im Dom zu Speyer bestens geeignet. Hier konnte man zeigen, dass das

Kaisertum zum Besitz der deutschen Nation zählte. Der Dom mit seiner Grablege wurde zu einem deutschen nationalen Erinnerungsmonument, wurde – so könnte man sagen – ein „deutscher“ Kaiserdom und sollte so auch in Europa wahrgenommen werden. In diesem Sinne entwickelte „das Kaisergrabmal in Speyer auch eine ‚außenpolitische‘ Relevanz“ (Köster, S. 408).

Die folgenden Jahrhunderte waren im Reich von der Reformation und der Gegenreformation sowie vom 30jährigen Krieg gekennzeichnet. In diesen Jahrhunderten haben sich in Speyer immer wieder unterschiedliche Truppen einquartiert – Schweden, Spanier, Franzosen und Kaiserliche –, aber im Windschatten der großen Geschichte blieb der Dom weitgehend bestehen. Dies änderte sich erst 1689. Damals, im pfälzischen Erbfolgekrieg, erlebte Speyer die größte und folgenreichste Zerstörung seiner gesamten Geschichte durch die französischen Truppen Ludwigs XIV. Die Einwohner wurden vertrieben, der Dom und die anderen Kirchen gingen in Flammen auf und wurden vielfach bis auf die Grundmauern niedergebrannt, fast alle Bürgerhäuser sanken danieder. Der Königschor im Dom wurde völlig vernichtet. Mit Minenbohrern versuchten die französischen Soldaten, die Gräber bis in das Innerste hinein zu zerstören. Vom Dom stand schließlich noch eine Ruine, nur der östliche Teil hatte sich noch einigermaßen erhalten. Zwar stand auch der Westbau noch, doch er war stark einsturzgefährdet. Das Wüten der französischen Truppen gerade am Dom zu Speyer darf gewiss als Hinweis darauf zu werten sein, dass man ganz speziell den Erinnerungsort der einstigen Kaiserherrschaft im Reich der deutschen Nation auszulöschen suchte.

Im 18. Jahrhundert gab es dann immer wieder Ansätze zur Erneuerung des Domes. Verschiedene Entwürfe kamen zur Anwendung. Der Wiederaufbau zog sich bis 1778 hin. Die Wiederherstellung wurde freilich jäh zunichte gemacht durch die französische Revolution und die napoleonischen Kriege zwischen

1793 und 1814. Fast die gesamte barocke Ausstattung ging verloren, der Dom wurde verwüstet, geplündert und profaniert.

Doch dann kam die Pfalz an Bayern. König Ludwig I. von Bayern, der 1825 die Regierung übernahm, wurde zum großen Förderer des Domes zu Speyer. Am 13. Juni 1843 verkündete er in der Vorhalle der Kirche: „Ich habe mich entschlossen, den Dom malen zu lassen“ (Fromme Einfalt S. 28). Drei Tage später (16. Juni 1843) fasste der Speyerer Bischof Nikolaus von Weis, der mit dem König in einem vertrauten Verhältnis stand, das Hauptmotiv für diese Entscheidung in die Worte: „Deutschland wird nicht nur eine die Religion und Kunst gleichmäßig erhöhende großartige Ruhestätte seiner Kaiser in frommem Geiste anstaunen, sondern es wird in ihr auch die Beruhigung finden, dass künftighin keine Fremdherrschaft mehr mit Eroberungs- und Zerstörungsplänen dem vaterländischen Stamme nahen dürfe“ (ebd. S. 29). Die Adresse war an Frankreich gerichtet. Von dort war 1840 wieder einmal die Forderung nach der Rheingrenze erhoben worden. So wurde Ludwig I. nicht nur der Neubegründer der kirchlichen Ordnung in seinem Königreich, sondern auch der Hüter für die Zugehörigkeit der linksrheinischen Gebiete zum vaterländischen Stamm der Deutschen. Die Vermutung, er sei dabei auch vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. beeinflusst worden, der am 14. August 1842 die Entscheidung zum Weiterbau am Kölner Domes getroffen hatte, ist naheliegend. So stehen die Dome von Köln und von Speyer in Verbindung miteinander,

Den Auftrag für die Ausmalung erhielt Johann Baptist Schraudolph (1808-1879) aus München, der mit seiner gesamten Werkstatt und einer Vielzahl von Malern 1846 an die Arbeit ging. In dem *Contract* zwischen dem König und Schraudolph von 1844 heißt es: „Der Historienmaler Johann Schraudolph übernimmt die Ausmalung a buon fresco des Speyerer Domes mit Gegenständen aus dem neuen Testamente, sowie aus der späteren Kirchengeschichte, und zwar im

Langschiffe vierundzwanzig Bilder aus dem Leben der Gottesmutter Maria, in der Kuppel die vier Propheten auf Goldgrund, in dem Kreuzschiffe auf der Nordseite eine Nische aus dem Leben des h. Bernhard auf Goldgrund und zwei große Bilder mit Hintergrund. Auf der Südseite eine Nische aus dem Leben des h. Papstes Stephan auf Goldgrund, und zwei große Bilder mit Hintergrund.“ (Fromme Einfalt, S. 97)

Was dann zwischen 1846 und 1853 im Stile der Jung-Nazarener geschaffen wurde, gilt als „eines der größten, spektakulärsten und bedeutendsten Kunstprojekte des 19. Jahrhunderts“ (ebd. S. 27). Aber es gab von Anfang an bis zum heutigen Tag auch heftige Kritik an diesem Kunststil, der als süßlich, kitschig, frömmlicherisch und kraftlos empfunden wurde. „Das allzu Fromme schadet im Leben wie in der Kunst“, diese Beurteilung der neuen Speyerer Fresken stammt bereits aus dem Jahre 1868 (ebd. S. 277).

Diese Fresken sind inzwischen aber berühmt geworden. Im nördlichen Querschiff war der heilige Bernhard von Clairvaux dargestellt, wie er 1146 im Dom zu Speyer durch seine Predigt den König Konrad III. zum Kreuzzug bewegt. Das war in der Tat schon in der Geschichte ein wichtiges historisches Ereignis. Dass das Motiv nun wieder aufgegriffen wurde, zeigt, dass König Ludwig I. und der Bischof und die Kirche von Speyer Impulse für die Verbreitung und Durchsetzung des Christentums setzen wollten. In gewisser Weise hat sich König Ludwig I. selbst mit Konrad III. identifiziert, denn auch der Bayernkönig wollte das Christentum verbreiten. Aus diesem Grund übernahm er 1838 das Protektorat des Ludwigs-Missionsvereins, der sich die Ausbreitung des Glaubens unter den Heiden in Asien und Nordamerika zum Ziel setzte. Sowohl im Falle Konrads III. als auch Ludwigs I. gehorchte der König dem Aufruf der Kirche.

Die Beschneidung Jesu war als achttes Bild an der Nordwand des Mittelschiffs zu sehen. Dieses Fest am 1. Januar spielte im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle im Kirchenjahr. Theologisch sollte damit zum Ausdruck gebracht werden, dass sich Jesus durch die Beschneidung dem Gesetz Mose unterstellt und damit Gehorsam beweist. In der Vierung befand sich eine Darstellung vom Lamm Gottes, und in der Apsis, der zentralen Stelle im Dom, war die Krönung Marias im Himmel durch Christus dargestellt, unter ihr die zwölf Apostel. Maria erscheint als die Himmelskönigin, so, wie sie schon vom Salierherrscher Heinrich IV. verehrt worden war.

So war nun ein farbenprächtiger, bunter Dom entstanden, der mit seinen Bildern die Gläubigen zur Frömmigkeit anregen sollte. Als dann noch zwischen 1854 und 1858 durch Heinrich Hübsch ein neuer Westbau errichtet worden war, war der Dom im Grunde fertiggestellt. Zwar sollte er nach dem Willen Ludwigs I. vor allem ein nationales Denkmal sein, aber im Ergebnis setzte sich die neue Frömmigkeit durch. Der Dom erschien als Zentrum der Verkündigung des Lebens Marias und als Zeichen für den Gehorsam vor den Geboten Christi. Fortan war der Dom vor allem ein kirchlicher Erinnerungsort.

Aber die Kritik an der Gestaltung riss nicht ab. 1919 schrieb Rudolf Kautzsch, einer der führenden Kunst- und Architekturhistoriker seiner Zeit, in einem Artikel über den Dom zu Speyer: „... so unterstützt die Malerei eigentlich nirgends den Eindruck der Raumgröße und der Raumgliederung, sondern arbeitet ihm mit kleinlichen Musterchen und akzentloser Süßigkeit der Farbe entgegen. Man denke sich diese Malerei einmal ganz weg und versuche, sich den Raum nur so vorzustellen, wie ihn der Baumeister geschaffen“ (S. 290).

Damit war eigentlich schon das Signal gesetzt für eine Bewegung, die nun nicht mehr nachließ. Es ging um die Wiederherstellung der romanischen Architektur

und zwar in der reinen architektonischen Wirkung des Domes. In der Tat begann im Jahr 1957 die Restaurierung des Domes, die dann 15 Jahre dauern sollte und die man ebenfalls als einen sensationellen Vorgang bezeichnen kann. Von nun an bemühte sich die Denkmalpflege der Kirche. Alles sollte in einen möglichst ursprünglichen Zustand zurückverwandelt werden. Die Schraudolph-Fresken wurden mit wenigen Ausnahmen abgenommen, die zugemauerten Fenster im Obergaden wieder geöffnet, um die ursprüngliche Lichtwirkung wieder zu Geltung zu bringen, die Dächer und Giebel romanisch umgestaltet – usw. 1972 war alles so abgeschlossen, wie es heute zu sehen ist: der Dom zu Speyer, wie ihn die Denkmalpflege wollte und so, wie sie sich das romanische Mittelalter vorstellte.

Und dennoch: Wir sind alles andere als unzufrieden. Der Speyerer Dom hat trotz dieser vielfachen Eingriffe in sein Aussehen und seine Substanz seine Kraft behalten. Das ist das eigentlich Erstaunliche, ja Faszinierende an der gesamten Entwicklung. Dies liegt meines Erachtens daran, dass diese prachtvolle Kirche schon von Beginn an, seit ihren salischen Anfängen, von einer außergewöhnlichen Idee erfüllt war. Es liegt daran, dass mit ihr die Symbolkraft für ein umfassendes Ordnungsmodell der christlichen Gesellschaft und der christlichen Werteordnung verbunden war. Daraus konnten sich immer wieder neue Interpretationen und Funktionszuschreibungen entwickeln. Diese reichten von einem deutschen Kaisertum und über die Symbolik der nationalen Einheit bis zu einem Dom, der wieder von der Kirche selbst her definiert und schließlich zu einem einzigartigen Zeugnis der Vergangenheit wurde, in dem sich die europäische Dimension früherer Zeiten widerspiegelt. Diesen Dom konnte Bundeskanzler Helmut Kohl seinen hohen Staatsgästen vorführen. Der Dom schließlich unserer Zeit wird nicht nur von der Denkmalpflege gestaltet, gehütet und bewacht, sondern ebenso vom Speyerer Domkapitel, von der Stiftung Weltkulturerbe Speyer, zahlreichen weiteren Förderern und mit besonderem

Engagement vom Dombau-Verein, der auf 20 erfolgreiche Jahre zurückblicken kann und, wie wir alle wünschen, eine ebenso erfolgreiche Zukunft vor sich haben möge. So bleibt der Dom zu Speyer auch heute ein in jeglicher Hinsicht ganz ungewöhnlicher kultureller und kirchlicher Ort der Erinnerung und der Frömmigkeit, mit dem sogar der Mainzer Dom – wie schon im Mittelalter – nicht leicht konkurrieren kann.